tischen Standpunktes. Wir müssen und wollen Kolonien haben; nun gut, dann müssen wir auch die Konsequenzen ziehen. Für die Kolonien gebrauchen wir Ansiedler, und wo wollen wir diese hernehmen, wenn jetzt der Reichstag in kleinlicher Weise fiskalische Politik treibt? Entweder — oder! Hier gibts kein drittes. Entweder wir treiben Weltpolitik, dann dürfen wir nicht bei der ersten Schlappe den Kopf verlieren und ängstlich den Bestand der Barmittel zählen; oder wir bleiben im Lande und nähren uns redlich, dann wollen wir aber auch die Selbstberäucherung und den Phrasenpomp unterlassen. Die Wahl, meinen wir, kann für einen kraftstrotzenden Organismus, wie den des deutschen Staates, nicht zweifelhaft sein.

### Welches Blatt liest der Kaiser?

Ein Berliner Blatt, die „Welt am Montag", behauptete neulich, ein Redakteur des „Lokalanzeigers" habe in einem geschäftlichen Schreiben darauf hingewiesen, daß der „Lokalanzeiger" das einzige Blatt sei, das der Kaiser ganz, d. h. nicht in Ausschnitten, lese. Wir bedauern, daß die Nachricht nicht dementiert worden ist. Vielleicht glaubt man, um solch eine Kleinigkeit brauche die „N. A. Z." nicht bemüht zu werden. Eine derartige Auffassung würde unberechtigt sein. Es ist durchaus keine Kleinigkeit, ob der Kaiser über Stimmung und Bedürfnisse der Nation unterrichtet wird oder nicht. Wir fürchten, daß man dem Monarchen die öffentliche Meinung in den Zeitungsausschnitten ohnehin nur sehr gefärbt vorlegt; wir fürchten, daß die Vertrauensmänner der Krone sich gerade nicht danach drängen, Wilhelm dem Zweiten abweichende Meinungen der Presse zu unterbreiten und wenn nun endlich der „Lokalanzeiger", das farbloseste aller gouvernementalen Blätter, die einzige Zeitung sein sollte, aus der sich der Kaiser persönlich über die Ansichten und Empfindungen der deutschen Bevölkerung unterrichtet, so wäre es freilich sehr natürlich, wenn bisweilen die Fühlung zwischen der Nation und ihren höchsten Repräsentanten verloren ginge. Unter solchen Umständen würde auch das Unerklärliche erklärlich, daß z. B. das Scherlsche Sparprojekt die Zustimmung des Ministeriums gewinnen konnte; wer weiß, wie spät die kritischen Ausführungen der Presse zur Kenntnis des Monarchen gelangt sind!

### Graf Baudissin.

Den Literaten Graf Baudissin mit seiner stilistisch ungeheuerlich blamablen Erklärung haben wir schon abgetan — bleibt noch der Mann. Der Verfasser des Romans „Erstklassige Menschen" war in der Sitzung des Reichstages am 4. März von einem unbekannten Abgeordneten mit einem unzweideutigen Ehrentitel belegt worden. Graf Baudissin rasselte erheblich mit dem Säbel und forderte den Abgeordneten auf, sich zu melden. Das tat der Sünder und nun glaubten wir bestimmt, daß die leidige Duellchronik sich um ein Beispiel bereichern würde. Weit gefehlt; Graf Baudissin gab die Erklärung ab, er würde sein Buch niemals veröffentlicht haben, wenn er es vorausgesehen hätte, daß dasselbe als eine Beleidigung der ganzen deutschen Armee oder gar eines bestimmten Offizierkorps aufgefaßt werden könnte. Das hat Graf Baudissin — „dies Kind, kein Engel ist so rein!" — absolut nicht voraussehen können. Er hat wahrscheinlich geglaubt, er würde den Orden pour le mérite erhalten und es ist ihm ganz unerfindlich, wie ein Offizier sich bei der Lektüre seines harmlosen Werkchens nicht äußerst angenehm berührt fühlen kann. Der Abgeordnete hat denn auch sofort das kränkende Wort zurückgezogen und das allgemeine Urteil über den Grafen steht nun unerschütterlich fest: Kein Talent, aber ein Mann von ungewöhnlich viel Charakter!

### Wertloser Enthusiasmus.

Die italienische Stadt Catania hat einen weihevollen Tag erlebt. Zu gleicher Zeit besuchte sie der deutsche Kaiser und die Pariser Gemeinderäte. Morgens schrie die Bevölkerung „Es lebe der Kaiser!", abends „Es lebe Frankreich!", und nicht wenige der braven Bürger werden wohl beides geschrien haben. Das Rathaus war mit deutschen und französischen Fahnen geschmückt und Frau von Suttner wird gewiß wieder einmal innig beglückt sein und die rasche Annäherung des Weltfriedens konstatieren. Wir können aus dem operettenhaften Zwischenfall die Lehre ziehen, daß der durch Besuche und Empfänge hervorgerufene Enthusiasmus nicht ganz so wertvoll ist, wie man bisweilen im neuen deutschen Reich zu glauben scheint? In den meisten Fällen darf der „Jubel", der uns drahtlich gemeldet zu werden pflegt, nicht als der adäquate Ausdruck nationaler Zuneigung oder Abneigung bewertet werden.

### Die angebliche Boerenverschwörung.

Seit einiger Zeit tauchen immer wieder Nachrichten auf, die von Gährungen unter den Boeren Transvaals zu melden wissen. Zuletzt verdichteten sich diese Gerüchte zu der bestimmten Behauptung, es bestehe unter den Boeren ein geheimer Verschwörerbund, der nichts weniger bezwecke, als die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen England mit der Waffe in der Hand. Anstifter und Leiter dieser Bewegung sollten einige ehemalige bekannte Boerenführer sein. Ihre Namen aber wurden nicht genannt. Das unterblieb jedenfalls nicht aus Rücksicht auf die angeblichen Verschwörer, sondern weil man gewärtig sein mußte, durch eine öffentliche Erklärung der Bezichteten die Grundlosigkeit der Gerüchte erwiesen zu sehen. Man wird sich der vor einigen Wochen in Krügersdorp abgehaltenen Boerenversammlung erinnern, auf der von den namhaftesten Boerenführern die Erklärung abgegeben wurde, daß man sich in die Verhältnisse schicke und den dringenden Wunsch habe, in redlicher Friedensarbeit die schweren Kriegsschäden allmählich ausheilen zu lassen. Ja man versäumte auch nicht, sich mißbilligend über die für die Weltausstellung in St. Louis geplante Vorführung von Boerenkämpfern unter Ben Biljoen auszusprechen, weil sich Englands Waffenehre durch diese Darstellungen verletzt fühlen könne. Und diese Boeren, deren ernster religiöse Sinn der Welt bekannt ist, deren Manneswort sich stets als redlich bewährt hat, deren Tapferkeit vor zehnfacher Uebermacht nicht zurückschreckte, die sollten jetzt, entgegen ihrem Worte, als Verschwörer auftreten? Für diese Schauermär wird England auf die Dauer nur dort Gläubige finden, wo zur sprichwörtlichen Geduld des Papieres sich bei den Lesern eine Eigenschaft gesellt, von der es wie von der Liebe heißt, sie höret nimmer auf. Ein aus Pretoria von Boerenkreisen in Amsterdam eingetroffenes Telegramm besagt, die ganze Verschwörungsgeschichte bestehe darin, daß man in der Nähe von Leydenburg sieben Personen verhaftete, deren Namen bisher noch unbekannt sind. Wahrscheinlich seien dies fremde Abenteurer, welche sich als Boeren ausgeben, oder es seien Leute, welche absichtlich der englischen Polizei Anlaß zu neuen Unterdrückungsmaßnahmen geben wollten. Denjenigen Personen, welche in Pretoria und Johannesburg als „Mitverschwörer" verhaftet wurden, sei bisher nicht das Geringste nachgewiesen worden. Offenbar hätten manche Leute das Bedürfnis, durch derartige Beunruhigungen die öffentliche Aufmerksamkeit von den völlig unhaltbaren wirtschaftlichen und politischen Zuständen in Transvaal abzulenken. Nachdem man den Boeren alles genommen, ihre Farmen verwüstet, ihr Familienleben zerstört, will man ihnen nun auch noch den guten Namen rauben und sie vor der Welt als heruntergekommene, heimtückische, treulose Abenteurer brandmarken. Albion, dafür gibts kein deutsches Wort. Das ist perfid.

# Deutsches Reich.

* Dresden, 23. April.

* **Eine Rechtfertigung der sächsischen Regierung.** Der bekannte sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Hué, Vertreter für Bochum-Gelsenkirchen, hatte bei Beratung der Interpellation Auer und Genossen, die Wurmkrankheit betreffend, in der Reichstagssitzung vom 13. Januar d. J. schwere Vorwürfe gegen den Kohlenbergbau im Königreiche Sachsen erhoben. Da diese Angriffe im Reichstage eine Erwiderung nicht erfuhren, so stellte alsbald die Finanzdeputation A der Zweiten Kammer an die sächsische Regierung die Anfrage, wie diese sich zu diesem Angriffe stelle. Bei der Deputation ging darauf mit Schreiben vom 17. Februar eine ausführliche Erklärung der Regierung ein, die in dem heute ausgegebenen Deputationsbericht über das Berg- und Hüttenwesen mit veröffentlicht wird. Ueber die Hauptpunkte entnehmen wir den Mitteilungen der Regierung folgendes:

Abg. Hué hatte behauptet: „In Sachsen sind kaum 100 Bergleute auf Wurm untersucht worden." In Wahrheit wurden bis Anfang Januar 1904 insgesamt 211 Bergleute auf Wurm untersucht, nämlich 84, die auch in rheinisch-westfälischen Bergwerken beschäftigt waren, 106 Kameraden von drei wurmerkrankten Bergleuten und 21 Arbeiter des Königlichen Steinkohlenbergwerkes Zaukerode. Bis Mitte Februar war die Zahl der untersuchten Personen auf 230 gestiegen. Da die Untersuchungen mit beträchtlichen Unkosten für Staat, Arbeitgeber und Arbeitnehmer verbunden sind (für letztere auch noch mit sehr erheblichen Unannehmlichkeiten), so hat die Regierung Bedenken getragen, die Vornahme derselben in rascherem Tempo und in größerem Umfange anzuordnen, denn nach dem Ergebnis der bisherigen Untersuchungen ist anzunehmen, daß die Wurmkrankheit auf keinem Bergwerke im Königreich Sachsen Eingang gefunden hat. Diejenigen vier Arbeiter, welche im August und Oktober 1903 als wurmbehaftet erkannt worden sind, hatten sämtlich vorher in westfälischen Zechen gearbeitet; anderseits sind drei sächsische Arbeiter, die in Westfalen wurmkrank befunden wurden, bei ihrer Rückkehr in Sachsen noch wurmfrei gewesen, so daß sie erst neuerdings in Westfalen infiziert worden sein müssen. In derselben Weise werden in der Erklärung der Regierung alle anderen Angriffe Hués widerlegt, namentlich auch der, daß die durchschnittliche Krankenziffer auf über 80 und 90 Prozent anschwelle. Hierzu gibt die Regierung eine Zusammenstellung der Ziffern für Sachsen und Bochum. Danach betrug die mittlere Häufigkeit der Krankheitsfälle mit Krankengeldbezug auf je 100 aktive Mitglieder der Knappschaften:

| beim sächsischen Steinkohlenbergbau: | | in Bochum: |
|---|---|---|
| 1898 | 53,9 | 53,2 |
| 1899 | 59,7 | 61,0 |
| 1900 | 58,0 | 64,0 |
| 1901 | 59,5 | 64,0 |
| 1902 | 53,2 | 61,5 |

Wie in vorstehenden Zahlen, so wird auch noch die besondere Behauptung Hués widerlegt, daß sich „gerade das fiskalische Werk Zaukerode durch eine sehr hohe Krankenziffer auszeichne".

Zu allen diesen Mitteilungen wird am Schlusse des Berichtes folgendes erklärt: „Mit Genugtuung ersah die Deputation aus den vorstehenden Regierungserklärungen, daß die Beschuldigungen und Angriffe des Reichstagsabgeordneten Hué nur als völlig ungerechtfertigte sich erweisen, den Tatsachen nicht entsprechen und wohl nur dazu dienen sollten, die staatlichen Einrichtungen unseres Vaterlandes nach aller Tunlichkeit in den Augen der Welt herabzusetzen. Man erklärt sich durch die obigen Ausführungen der Staatsregierung befriedigt und knüpft nur den Wunsch hieran, daß auch fernerhin in jeder Weise für das Wohl der Bergarbeiter Sorge getragen werde."

* Berlin, 23. April.

* **Die Reichsfinanzreform in der Budgetkommission.** Die gestrige Sitzung der Budgetkommission des Reichstags ist von weit größerer Bedeutung gewesen, als man nach dem knappen telegraphischen Bericht annehmen konnte. Hatte schon am Mittwoch der Reichsschatzsekretär Frhr. v. Stengel erklärt, der jetzige Versuch der Reichsfinanzreform sei der dritte innerhalb der letzten zehn Jahre und werde vorläufig der letzte sein, wenn er mißlingen sollte, so wurde er am Freitag noch deutlicher und erklärte rund heraus:

Ich bin ein Freund klarer Verhältnisse. Mein heutiges Amt zu übernehmen, war mir nicht leicht. Ich habe meine Bedenken im Vertrauen auf die Mehrheit des Reichstages zurücktreten lassen. Sollte ich darin getäuscht worden sein, wenn die Vorlage in ihren wesentlichsten Punkten verdorben wird, so würde ich nicht glauben, daß ich meiner Aufgabe gerecht werden könne und danach meine Entscheidung treffen.

Das heißt mit anderen Worten: die verbündeten Regierungen legen den größten Wert auf das Zustandekommen des Gesetzes, von dem sie sich eine wesentliche Verbesserung der Reichsfinanzverhältnisse versprechen. Gelingt es mir nicht, die Parteien oder wenigstens die Mehrheit des Reichstags unter einen Hut zu bringen, so bleibt mir natürlich nichts übrig, als zu gehen, aber mit mir verschwindet auch der jetzt vorliegende Entwurf. Es ist begreiflich, daß diese Erklärung, wie die „B. N. Nachr." ausdrücklich hervorheben, „sichtlichen Eindruck auf die Abgeordneten" machte. Weiter ist interessant, was aus dem telegraphischen Auszug ebenfalls nicht zu ersehen war, daß im Zentrum gegenwärtig zwei Strömungen vorhanden sind, als deren Repräsentanten die Herren Spahn und Speck angesehen werden dürfen. Ersterer ist bezüglich der wichtigsten Punkte mit der Vorlage einverstanden, will aber die Zölle aus den Ueberweisungssteuern herausnehmen und nur Tabaksteuer, Branntweinsteuer nebst Zuschlag, Stempelabgaben und Maischbottichsteuer den Einzelstaaten überweisen, während Speck einen Teil der Zölle beim Reiche belassen, den andern den Einzelstaaten geben will. Spahns Antrag, den übrigens der Antragsteller selbst als Versuchsballon bezeichnete, wird nach einer Erklärung Pauches die Zustimmung der Nationalliberalen finden, stieß aber bei der freisinnigen Volkspartei und den Sozialdemokraten auf Widerspruch. Der Vertreter der Konservativen, Abg. v. Richthofen, konnte noch keine Erklärung abgeben, und so ging der Spahnsche Antrag nur mit einer Stimme Mehrheit durch. Die Aussichten der Vorlage im Reichstage sind demnach nicht gerade glänzend, wenn ihr nicht vielleicht das noch zum Siege verhilft, daß Frhr. v. Stengel es als sehr wahrscheinlich hinstellt, daß die verbündeten Regierungen einer Verständigung auf Grund des Antrags Spahn geneigt sein würden.

* **Reichstags-Tagegelder.** Die Einsicht, daß ohne Gewährung von Tagegeldern oder mindestens Anwesenheitsgeldern ein beschlußfähiger Reichstag auf die Dauer nicht zusammenzuhalten ist, kommt jetzt auch bei Leuten zum Durchbruch, die bisher der Frage grundsätzlich verneinend gegenüberstanden. Veranlaßt durch die Meldung, daß der Bundesrat demnächst in die Lage kommen werde, sich mit der Gewährung von Tagegeldern an die Reichstagsabgeordneten zu befassen, unterbreitet die „Dtsch. Tagesztg." einen Vorschlag der öffentlichen Erörterung, der ihr von einem konservativen Abgeordneten mitgeteilt worden ist, der bisher zu den schärfsten Gegnern der Gewährung von Diäten gehörte. Der Vorschlag ist in folgenden beiden Paragraphen formuliert:

§ 1. Die Reichstagsabgeordneten erhalten für die ersten 60 Plenarsitzungen jeder Session Anwesenheitsgelder in Höhe von je 30 ℳ für die Sitzung. Ebensolche Anwesenheitsgelder werden gezahlt für die Teilnahme an Kommissionssitzungen, die an Tagen stattfinden, an welchen eine Plenarsitzung nicht stattfindet.

§ 2. Die Anwesenheit wird dadurch festgestellt, daß die Abgeordneten während der Dauer der Sitzung ihren Namen in bereitgehaltene Listen eigenhändig eintragen.

Der Anwesenheit in einer Sitzung wird es gleich gerechnet, wenn der Abgeordnete in Berlin anwesend, aber durch Krankheit an der Teilnahme an der Sitzung verhindert ist.

Das agrarische Organ ist mit dem Vorschlage nicht einverstanden. Es fordert entweder eine Pauschsumme oder Zahlung der Anwesenheitsgelder für mindestens 80 Sitzungen. Uns erscheint der Vorschlag einer Pauschsumme ganz unbiskutabel. Die Zahlung einer solchen würde nichts als eine Subvention für die Abgeordneten sein, die auch denen zu gute käme, die sich durch Ausdauer im Schwänzen auszeichnen, während es doch gerade der Zweck der Diäten sein soll, eine stärkere Beteiligung der Abgeordneten an den Sitzungen herbeizuführen. Dieser Zweck kann aber nur erreicht werden, wenn die Tagegelder lediglich denjenigen Abgeordneten gezahlt werden, die in der betreffenden Sitzung auch wirklich anwesend gewesen sind. Den Einwand, daß die Kontrolle schwierig und nicht vollkommen sicher sei, vermögen wir nicht als stichhaltig anzuerkennen. Zu verlangen ist nur, daß die Feststellung der Anwesenheit eine Zwangsmaßregel ist, um üblen Ueberhebungsversuchen solcher, die es nicht nötig haben, vorzubeugen.

* **Humor im Reichstage.** Eine niedliche „Kathederblüte", die leider unser Reichstagsbericht nicht verzeichnet hat, lieferte am Freitag Abg. Prof. Dr. Paasche bei Beratung der Entschädigungen für die Ansiedler in Deutsch-Südwestafrika. Er sagte u. a.:

Die Ansiedler, die in das Schutzgebiet hinausgegangen sind, haben nicht nur ihre eigene Existenz verteidigt, sondern mehr geleistet; sie sind als Reserveoffiziere mitgezogen, sie haben den Truppen die wertvollsten Dienste als Führer usw. geleistet, haben zum Teil ihr Leben verloren, und wenn sie dann nach Hause kommen (Heiterkeit) — ich meine die Ueberlebenden — und sollen, um wieder anzufangen, nachweisen, daß usw.

Der Heiterkeit über diese Entgleisung wird sich der Redner selbst nicht haben entziehen können.

* **Krankenkassen, Aerzte und Apotheker.** Im Reichstage hat Dr. Burckhardt den Antrag Dr. Becker (Hessen) ergänzt und die Apotheker hineingezogen. Derselbe geht jetzt dahin, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, dem Reichstage tunlichst noch in dieser Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher das Verhältnis zwischen Krankenkassen, Aerzten und Apothekern einer Regelung unterzieht, nötigenfalls auch außerhalb des Rahmens einer Gesamtreform des Kranken-Versicherungsgesetzes.

* **Essen** (Ruhr), 22. April. Bei der Firma Krupp liefen aus dem Auslande große Bestellungen auf Geschosse ein. Arbeiter werden fortwährend eingestellt.

* **Aus den Reichslanden.** Der Famecker Friedhofsstreit wird dem am Dienstag wieder zusammentretenden Landesausschuß nochmals Anlaß zu lebhaften Erörterungen geben. Von klerikaler Seite ist ein Antrag zu erwarten, der sich der Hauptsache nach der Auffassung des Bischofs Benzler anschließen wird. Dieser Antrag will das bekannte Prairialdekret so auslegen, daß auch in den katholischen Gemeinden, in denen einzelne Protestanten leben, ohne öffentlichen Gottesdienst abzuhalten, besondere evangelische Kirchhofsabteilungen mit gesondertem Eingange einzurichten sind. In der Praxis würde dies den schon 1875 von Bischof Dupont-des-Loges erstrebten Zustand herbeiführen, wonach in sämtlichen Gemeinden des Landes getrennte Kirchhöfe zu schaffen wären. Im Gegensatz dazu erstrebt ein von liberaler Seite vorbereiteter Antrag die vollständige Beseitigung des Artikels 15 des Prairial-Dekrets. Wenn der liberale Antrag Gesetzeskraft erlangte, würde die vollständige Konfessionslosigkeit der Kirchhöfe ein für allemal festgelegt werden. Die Abstimmung über die beiden Anträge dürfte sich zu einer Kraftprobe zwischen dem klerikalen und liberalen Elemente gestalten. Welche Richtung siegen wird, läßt sich angesichts der Tatsache, daß ein großer Teil der damaligen Landesausschußmitglieder nicht auf ein bestimmtes Parteiprogramm hin gewählt ist, nicht voraussagen.

* **Stuttgart**, 21. April. Der Vorstand der Zentralstelle für Gewerbe und Handel, Ministerialdirektor v. Mosthaf, wurde zum Mitglied und der Ministerialdirektor v. Haag im Ministerium des Innern zum stellvertretenden Mitglied des Kompetenzgerichtshofes je auf die Dauer ihres Hauptamts ernannt.

---

Erbe geltend zu machen. Zu diesem Zwecke begab ich mich nach Amerika und fand hier als Privatsekretär Hugh Mainwarings den besten Weg zu meinem Ziele. Die mir in dieser Stellung zugängliche gesamte Privatkorrespondenz meines Prinzipals lieferte mir über alles Erwarten reiches Material für mein Vorhaben. Bald war mir der ganze Briefwechsel zwischen ihm und Hobson bekannt. Ich erfuhr daraus, wie ich schon bei meiner ersten Vernehmung aussagte, daß der letztere große Summen als Schweigegeld forderte und erhielt. Wofür aber — das wurde mir erst durch eine eigenhändige Randbemerkung Hugh Mainwarings an einem von Hobsons Briefen klar. Mit Erlaubnis des Gerichtes lese ich dieselbe vor; sie lautet:

„Er spielt darauf an, daß ich das Testament vernichtet hätte. Er ahnt nicht, daß es noch in meinem Besitze ist und bleiben wird, bis auch ich einst über mein Vermögen verfüge! Warum ich es nicht vernichtete, oder warum ich es nicht jetzt noch tue, wo alles mein rechtmäßiges Eigentum ist — das weiß ich nicht; ich kann nur sagen, ich wage es nicht! So macht das Gewissen Feiglinge aus uns allen."

„Mit dieser Entdeckung", schloß der Zeuge, „begannen meine Nachforschungen nach dem Testament."

„Und wo fanden Sie es schließlich?"

„Im Geldschranke Herrn Mainwarings in Schöneiche."

„Am siebenten Juli?"

„Ja."

„Also an jenem Tage, an dem Ihnen Herr Mainwaring sein Testament diktiert hatte?"

„So ist es."

„Ich möchte den Zeugen fragen", fiel hier Herr Whitney ein, „ob zwischen diesem Vorgang und seiner sonderbarerweise an demselben Tage stattgehabten Entdeckung irgend ein Zusammenhang besteht?"

„In gewisser Beziehung allerdings", lautete die ruhige Antwort, „nämlich insofern, als mich die Vollziehung dieses Testaments zu größerer Eile antrieb, es war mir mehr als wahrscheinlich, daß Hugh Mainwaring nunmehr, bei einer letzten Ordnung seiner Papiere, das unterschlagene Testament vernichten würde. Dieser Gedanke, verbunden mit dem zufälligen Umstand, daß sich mir an dem Tage Gelegenheit zu einer weit gründlicheren Durchsuchung als jemals zuvor bot, führte die Entdeckung des Testaments herbei."

„Zu welcher Tageszeit war das?" fragte der Vorsitzende weiter. „Und welcher Umstand wirkte dabei mit?"

„Es war am Nachmittag. Eine lange Spazierfahrt, die Herr Mainwaring mit seinen Gästen machte, gewährte mir Zeit zu ungestörtem Suchen. Etwa nach Verlauf einer Stunde fand ich das Dokument und barg es in meiner Brusttasche, bis ich es dann am Abend in meiner Kommode verschloß."

„Hatten Sie demnächst mit Herrn Mainwaring eine Auseinandersetzung betreffs Ihres Fundes?"

„Ich habe ihm gegenüber nicht das geringste davon erwähnt. Mit Ausnahme weniger Augenblicke unmittelbar nach seiner Rückkehr, sah ich ihn bis Mitternacht nicht mehr allein, und da schien er mir so ermüdet zu sein, daß ich zu so ungelegener Zeit von der Sache nicht sprechen wollte."

„Sie behaupten nun, der rechtmäßige Sohn des in dem Testamente genannten Harold Skott Mainwaring zu sein und treten somit als sein Erbe auf?"

„Das tue ich."

„Alle die, die Harold S t Mainwaring und seine Verhältnisse kannten, behaupten aber, daß er bei seinem Tode keine Leibeserben hinterließ."

„Ja, das war die allgemeine Meinung."

„So erklären Sie, warum und wie Ihre Existenz bis jetzt verborgen gehalten wurde."

Man hätte ein Blatt fallen hören können, so tief war die Stille, die dieser Aufforderung folgte, und wie in einer Kirche hallte die klare, ruhige Stimme Haroldss durch den Saal, als er antwortete:

„Wenige Stunden nach meiner Geburt wurde ein toter Knabe an meine Stelle gelegt und ich im geheimen von meinem Vater zu treuen Freunden gebracht, die eingewilligt und gelobt hatten, mich ganz als ihr Kind zu halten und zu erziehen und mir bis zu meiner Großjährigkeit nicht zu verraten, wer mein wirklicher Vater war und welche Gründe diesen veranlaßt hatten, sich von mir zu trennen."

„Und welches waren die Gründe für ein so ungewöhnliches Verfahren?"

Harold zögerte einen Augenblick. Sein bisheriger Gleichmut, sein ruhiges Wesen hatten ihn verlassen. Eine tiefe Erregung hatte ihn ergriffen, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer, als er leidenschaftlich mit fast bebender Stimme hervorstieß:

„Mein Vater trennte sich von mir, weil sein Herz bis auf den Tod verwundet — die Ehre seines Hauses beschimpft worden war, und ich davon nichts erfahren sollte, bis ich die Reife hätte, seinen bitteren Kummer und den an seinem Leben nagenden Schmerz verstehen zu können. Er trennte sich von mir, um mich für immer dem ruchlosen Weibe zu entziehen, die mich gebar — der falschen, treulosen Frau, die ihn betrog und seinen Namen entehrte. Sie sollte für mich tot sein wie ich für sie, damit sie niemals mir nahen und ich ohne Ahnung ihres Daseins aufwachsen könnte. Mein Vater trennte sich von mir, seinem einzigen Kinde, aus übermächtiger Liebe, einer Liebe, der er sein Lebensglück zum Opfer brachte und für die ich heute gern Tod und Schande erleiden würde, wenn ich ihm damit meine Gegenliebe beweisen und all das vergelten könnte, was sein Vaterherz um mich gelitten und geduldet hat."

Nur Herr Barton und Herr Sutherland verstanden den eigentlichen Sinn der letzten Worte, aber die Deutung, die ihnen im Zuhörerraum gegeben wurde, erzeugte eine so hochgehende Woge des Mitgefühls, daß der Vorsitzende seine volle Autorität einsetzen mußte, um die lauten verschiedenartigen Kundgebungen zu unterdrücken.

Nur eine Person ließ die allgemeine Aufregung unberührt. Frau La Grange saß regungslos wie ein Steinbild, marmorbleich, mit aschfarbenen Lippen und krampfhaft zusammengeballten Händen, die starren, weit geöffneten Augen auf Harold gerichtet, dessen Worte sie wie Dolchstöße getroffen hatten. Sie gewann erst einigermaßen die Fassung wieder, als sie die Neugier bemerkte, die sie bei ihrer nächsten Umgebung hervorrief. Ihr Blick verlor hierdurch zwar seine Starrheit, wich aber nicht von dem Gesicht, das ihn bannte, und wandelte sich in fieberhafte Spannung, als nach eingetretener Ruhe der Vorsitzende, die Verhandlung fortsetzend, fragte:

„Wie alt waren Sie, als Sie erfuhren, wer Ihr wirklicher Vater war?"

„Meine Pflegeeltern offenbarten mir das an meinem fünfzehnten Geburtstag. Sie erzählten mir, wie und unter welchen besonderen Bestimmungen mein Vater mich ihnen übergeben hatte, und daß er einige Jahre darauf gestorben wäre. Kenntnis von allen näheren Umständen erhielt ich aber erst durch Aufzeichnungen meines Vaters, die mir beim Eintritt meiner Mündigkeit überreicht wurden. Darin fand ich die Geschichte seines Lebens verzeichnet, den Leidensweg, den er gegangen von seiner Verheiratung ab, die zuerst seine Enterbung und dann noch die viel bittereren Erfahrungen über ihn brachten, die sein Leben vergifteten, ihn zum Verlassen seines Geburtslandes und schließlich zu dem Verzweiflungsschritt trieben, auch noch sein letztes Lebensglück auf Erden zu opfern — der Erziehung und der Liebe seines einzigen Kindes zu entsagen."

Als Harold inne hielt, erhob sich Herr Sutherland. „Ich möchte hierbei bemerken, daß ich sowohl wie mein geehrter Kollege, Herr Barton, die Aufzeichnungen, von denen unser Klient soeben sprach, gelesen und sie so privater Natur befunden haben, daß wir sie einer Prüfung nicht unterbreiten können. Ich will jedoch betonen, daß wir die Handschrift mit anderen Schriftstücken verglichen, die erwiesenermaßen von der Hand Harold Skott Mainwarings, ältesten Sohnes des Ralph Maxwell Mainwaring geschrieben worden sind, und die Schrift in allen Stücken als die gleiche erkannten."

Der Anwalt setzte sich wieder, und der Vorsitzende fuhr fort:

„Haben Sie niemals während der ganzen Zeit wenigstens eine Andeutung erhalten, wer Ihre Mutter war, oder ist Ihnen das noch immer unbekannt?"

Harold überlegte einen Augenblick, dann antwortete er mit erhobener Stimme:

„Bis vor drei Tagen wußte ich absolut nichts von ihr. Jetzt weiß ich, daß sie sich hier im Saale befindet!"

Diese Erklärung rief von neuem eine so gewaltige Aufregung unter der Zuhörerschaft hervor, daß ein halb stöhnender, halb schluchzender Ton, der sich unter die allgemeine Bewegung mischte, unbeachtet blieb. Die Ruhe stellte sich erst wieder her, nachdem Harold auf seinen Platz zurückgekehrt war und auf den nunmehr ausgerufenen Namen „Frederick Mainwaring Skott!" der weißhaarige Herr fest und würdig vor den Richter trat.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.